



Lieder Deutsches Heimatblatt



Nr. 118

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimathund an Elbe und Wesermündung, e. V.

Oktober 1959

Vom Dreschblock und von allerlei Erntebrauch bei uns und in Holland

Am 24. November 1941 wurde die alte Bockmühle in Speckenbüttel vernichtet und am 19. März 1946 folgte das stattliche Marschenhaus, in dem außer einem Brautwagen mit Lederfederung, einem buntverzierten Schlitten und vielen anderen landwirtschaftlichen Geräten auch der schwere Dreschblock ein Opfer der Flammen wurde. Über seine Form, Herkunft, Verwendung und seine Stellung im Volksleben berichtet der nachstehende Aufsatz.

Manche Besucher unseres schönen Marschenhauses werden sich noch an den alten Dreschblock unten auf der großen Diele erinnern. Einst wurde er von dem Bauern Johann Pecksen aus Maihausen bei Dedesdorf dem Bauernhaus-Verein-Lehe geschenkt, als man das Marschenhaus einrichtete. Unser Morgensternmitglied A. Schmidt-Eylers in Wiemsdorf und auch der alte Nachbar von Johann Pecksen, Martin Knabbe, haben ihn noch in Gebrauch gesehen. Martin Knabbe schrieb mir: „Johann Pecksen war ein alter friesischer Bauer, gebildet und von wertvollem Charakter“. Trotz allseitiger Umfrage konnte außer den beiden Genannten keiner mitteilen, daß er je einen Dreschblock gesehen habe. Es darf daher als sicher gelten, daß Pecksen das Gerät in Ostfriesland oder in Holland kennengelernt hat; denn dort scheint es allgemein bekannt gewesen zu sein. In dem „Handbuch der landwirtschaftlichen Mechanik und Maschinenkunde“ von Dr. Hamm (1856) wird berichtet, daß man in Friesland, Kurland und Rußland das Korn mit Walzen, sog. Dreschrollen oder Dreschkarren, ausdrosch. Wörtlich schreibt er: „Statt der Walzen wendet man anderweitig gerippte, abgestumpfte Kegel an, welche sich um eine senkrechte Säule drehen wie z. B. in Ostfriesland“. Von dem niederländischen Volkskundler D. J. van Ven erfuhr ich Genaueres über das Aussehen und die Verwendung des Dreschblocks in Holland; er hatte eine konische Gestalt, war 2 1/2 m lang und 1 1/2 m hoch, hatte 17 hölzerne Rippen und war mit seiner Spitze an einem senkrechten Pfahl befestigt, der zwischen einem Bodenbalken und der Lehmziele stand. Wenn das Getreide vom Boden geworfen war, dann legte man die gelockerten Garben im Kreis um den Pfahl, schüttelte sie mit hölzernen Gaffeln auf und ließ nun durch ein vorgespanntes Pferd den Block über die Garben rollen, bis die Körner unter dem leeren Stroh lagen.

Ursprünglich gewann man das reine Korn durch Stoßen, Reiben, Schlagen oder Quetschen. In südlichen Ländern ließ man die Garben durch Esel, Rinder oder Pferde austreten. In ganz Europa ist in den landwirtschaftlichen Betrieben der Dreschflügel bekannt. Anfänglich mag man eine biegsame Rute benutzt haben. Die Formen des Dreschflügels sind in den einzelnen Ländern verschieden.

Die Dreschmaschinen sind bei uns erst verhältnismäßig spät eingeführt worden. Der Mangel an Kapital zwang zur Sparsamkeit; denn die napoleonischen Kriege hatten unserer Landwirtschaft harte Schläge versetzt, und die Ablösungsgesetze nahmen die ganze finanzielle Kraft der Bauernschaft in Anspruch. Ich entsinne mich, daß erst zwischen 1890 und 1900 die Dreschmaschinen in größerer Zahl angeschafft wurden. Sie kosteten damals etwa 600 Mark. Nur zögernd wurden sie angenommen: Noch 1882 gab es im Amte Lilienthal nur eine einzige solche Maschine, im Amte Hagen waren es fünf, in Osterholz 13 und in Lehe 22. Der neue Landwirtschaftsminister Schwarz sagte neulich: „Das waren Jahre! Von Motoren und Maschinen war noch wenig zu sehen! Menschen und Pferde lagen hart in den Seelen.“

In dem prächtigen Reichsmuseum für Volkskunde in Arnheim ist noch ein Dreschblock aufbewahrt, der die Jahreszahl 1730 trägt; er wurde dem Museum durch den Bauern Steens Gertsema aus Wirdum, an der Bahn von Groningen nach Delfzijl, geschenkt. Im östlichen Teil dieser Provinz Groningen wurde früher viel Kohlsaaten gewonnen; im Frühjahr entfalteten die Felder ihre goldgelbe Blütenpracht wie bei uns die Rapsfelder. Ende Juli war die Saat dann soweit gereift, daß sie gemäht und gedroschen werden konnte. Das war die Zeit, da der Bauer seine Freunde und Nachbarn zum „plezairdörsen“ einlud, d. h. zu einer freiwilligen Gemeinschafts-Bittarbeit, die einen festlichen Charakter trug und mit allerlei feierlichen und überlieferten Bräuchen umrahmt war. Solche freiwilligen Hilfen kannte man in Frankreich unter dem Namen „emprunt“, in England sagt man „boon-work“, in Rußland „toloka“, in der Türkei „medji“ und in Estland und Finnland „talkus“. Sie gleicht jedoch nicht ganz unseren Buurwerken, weil die Teilnahme hieran eine Verpflichtung ist.

War der Kohl geschnitten, so lud also der Eigentümer zu einem „Zaadurskerdag“ ein, wozu Männer, Frauen und Kinder erschienen. Alle zogen zusammen unter frohem Gesang aufs Feld: „Mijn vader heet Hans Vogelnest“. Voran der Kleedwagen mit dem mächtigen Laken, auf dem die Saat ausgedroschen werden sollte. Auf dem Bock saß der Kutscher und hinter ihm thronte der „hopman“, der eine Zehnliterflasche Jenever auf dem Schoß hatte, weil doch vom Staub die Kehle austrocknete. Dann folgte der Wagen mit dem Dreschblock; denn heute mußte draußen gedroschen werden, und zuletzt kam der „zaadwagen“ mit den leeren Säcken, die die reine Saat aufnehmen sollten. Jeder war bereit, tüchtig zuzupacken: die Aufschütter, die Träger, der Pferdehalter und auch die jungen Strümpfchen. War man am Ziel, so faßten 10 bis 12 kräftige Arme das Saatlaken, das 30 m lang und 36 bis 38 Bahnen breit war, und breiteten es sorgsam auf einer vorher eingeebneten Stelle aus. Noch schwieriger war das Abladen des schweren Dreschblocks, der immerhin — je nach Größe — 500 bis 1000 kg wog. Während dieser Zeit hatten schon die fleißigen Frauen Garben herangeholt und im Kreise ausgebreitet, so daß nun die beiden kräftigen Gäule angeschnitten werden konnten. Das leere „Stroh“ wurde auf einen Strohhack zusammengetragen, damit es zum Schluß verbrannt werden konnte.

War die Arbeit geschafft, dann rupfte einer der Jungen ein Bündel Gras und Blumen ab und gab ihm die Gestalt eines Häschens. Sofort versuchten alle, ihn zu fangen, er aber wand sich geschickt hindurch und übergab dem „hopman“ seinen Strauß als Symbol der eingefangenen Fruchtbarkeit, das dankend in Empfang genommen wurde, weil man nun Hoffnung hatte, im nächsten Jahre wieder auf eine reiche Ernte rechnen zu dürfen.

Bei uns im Stadischen ließ man meist eine Hocke stehen, die man den Peterbult nannte; in Holland und im Braunschweigischen sagte man „Vergodendeel“ dazu, weil sie für Frau Goden oder für das Roß des Helljägers bestimmt war. In Mecklenburg formte man aus der letzten Garbe eine Puppe, die mit Blumen geziert wurde, und brachte sie unter Gesang ins Haus. Dann pflegten die dort Wartenden zu sagen: „De Oll de kommt“. In Holland nannte man sie „dat olle wief“, auch wohl roggemoeder, roggennaan, coolzaadhaas oder haverbock. Bei uns: Weizensau, Roggenwolf, Kornbock oder Erntehahn.

In dem Augenblick, da der Junge den Strauß überreichte, nahmen alle Anwesenden den Hut ab, weil man sich bewußt war, daß in dem Büschel der Korngeist wirksam war und darin der Geist des Wachstums saß, der für das nächste Jahr aufbewahrt werden mußte, um dann in den frischen Halmen und Stengeln seine Wirksamkeit zu zeigen. Die Roggenblume mußte bei guter Laune gehalten werden, und deswegen setzte man ihr in Holland eine bunte Mütze auf und zog ihr ein Jäckchen an. Auch beim Umtrunk durfte sie nicht leer ausgehen.

Noch ein anderer Brauch war bei uns und in Holland in gleicher Weise bekannt:

In einem Aufsatz des Hamelwördener Pastoren Sam. Chr. Lappenberg heißt es: „Wenn die Bohnen gemäht sind, als welche gemeinlich die letzte Frucht auf dem Felde zu sein pflegen, so tritt der Oberknecht nach vollendeter Arbeit an den Feuerherd zu der Hauswirtin und schleift stillschweigend seine Sichel. Die Wirtin muß ihn dann fragen, was er mache und warum er die Sichel scharfe. Der Knecht antwortet, man habe die Bohnen gemäht und morgen wolle er in den Hof gehen und den Kohl abmähen. Darauf muß die Wirtin sagen: O nee, o nee, loot mi bloß den Kohl stohn, ik geef di gern den Bohnenhohn“. Dann folgte allgemeines Beifallsgemurmel, und die Freude über das Mahl am nächsten Tag stand auf allen Gesichtern. Es wurde zum Erntetag auch wohl ein Schaf geschlachtet oder ein Ferkel. Im Alten Lande nannte man das Essen den „broden Hohn“, und in den Vierlanden schlachtete man „dat Aornswien“, das Ernteschwein. Fast genau so wie in Keldingen war der Vorgang in Holland. Dort trat der Großknecht an der Spitze seiner Mitarbeiter mit einer Puppe, die vorher mit bunten Bändern und allerlei Flitterwerk geziert war, vor die Hausfrau und sie verübten allerlei Lärm, indem sie mit ihrem Hoortüg gegen die Sensen schlugen, und dann sagte der Wortführer:

„Wrouw van den hof,
Uw koren is of
Met ons hakken, met ons bouwen
Dat de boer sien land kan bouwen.
Wil de vrouw de flesh nou niet kriegen,
Dan zal der geen kool
in den hof meer bliewen.“

Flink holte dann die Frau die begehrte Flasche herbei, und auch sie versprach allen ein schönes Fest und ein reiches Erntemahl, eben das „dörschmaal“, das aber — wenn es sich um eine Bittarbeit handelte — mit ganz besonderer Liebe zubereitet werden mußte; denn wie bei uns gilt auch in Holland die Redensart: „Good eten un drinken holt Liev un Seel tohoop“. Und — der Holländer versteht gut zu speisen und zu feiern! Erst gab es als ersten Gang das „klonteten“, eine spezielle Dreschmahlzeit-Lekkerei, nämlich „een sort Jan in den zak in lange worstvormige Stukken samengesteld mit karnemelksche pap, rosijnen en meel“, dann folgte eine Hammelsuppe, zu der ein fetter Bock sein Leben gelassen hatte, und zuletzt noch „melk en twaibak“, mit zinnernen Löffeln gegessen. Dazwischen wurde natürlich immer wieder Jenever gereicht, und wenn man dann den Getränken reichlich zugesprochen hatte, dann gingen die gesungenen Lieder ins Melancholische und Traurige über, dann sang man: „Op het sombere kerkhof zekern nacht zag men een meisje knielen“ oder „Aan den oever van een snellen vliet“. Genau so wie bei uns in fortgeschrittener Stimmung! Doch im ganzen war es ein Tag voller Freude und Genuß, ein richtiges „plezair-dörsen“. J. J. Cordes, Stade

Das Bauernhaus in Marsch und Geest

So ein stäbiges Niedersachsenhaus auf der Geest oder in der Marsch ist manchmal arg entstellt, und oft hat es völlig sein „Gesicht“ verloren. Nicht selten sieht man ein Haus, halb mit Stroh, halb mit häßlichem Blech gedeckt. Mauern werden herausgerissen und unschöne, völlig unpassende Anbauten errichtet. Heute gibt es noch etwa 3500 bis 4000 strohgedeckte Niedersachsenhäuser, Fischer- und Moorkaten im Kreis Wesermünde. Die Verfasser des leider nicht wieder neu aufgelegten Buches „Die Kunstdenkmale des Kreises Wesermünde“, Oskar Kiecker und Erich von Lehe, sind der Meinung, daß die bauliche Trennungslinie zwischen Marsch und Geest im Kreis Wesermünde nicht besonders stark hervortritt. Das Bauernhaus in der Marsch weicht von seinem Aufbau nicht allzu sehr von dem Haus der Geest ab.

Eine charakteristische friesische Anlage ist im Lande Wursten nur noch die Helenenburg bei Dorum. Der Holzbau herrschte anfangs in der Marsch vor. Da aber die leicht gebauten Holzhäuser bei hohen Fluten schnell zerstört wurden, baute man sie später massiv. Im Lande Wursten gibt es kaum noch Häuser aus der Zeit des 17. Jahrhunderts. Das älteste noch vorhandene Bauernhaus steht in Padingbüttel und wurde 1607 gebaut. Bauernhäuser vor dem 17. Jahrhundert sind überhaupt nicht mehr festzustellen. Lediglich alte Mauerteile aus großformatigem Backstein zeugen von älteren Marschenhäusern. Sehr alt war auch das Cordtsche Haus in Wremen, das vor einigen Jahren abgerissen wurde. Es zeigte, wie übrigens heute auch andere Bauten in Wremen, daß der Fachwerkbau in den Marschen nie gänzlich verdrängt worden ist. Interessant ist auch, daß nach der schweren Sturmflut Weihnachten 1717 eine Zuwanderung der Geestbewohner einsetzte, die ausschließlich Fachwerkhäuser erbauten. Abgesehen davon, daß die Bauernhäuser bedeutendere Abmessungen bekamen, erfolgte im 18. Jahrhundert eine Trennung zwischen Diele und Fleet. Damit verschwand meist auch das Herdfeuer. Windfänge entstanden,

Rechts: ein sehr gut erhaltenes Geestbauernhaus aus Neuenwalde. Daneben: ein Wurster Hof bei Misselwarden. Die Familie dieses typischen Marschenhofes wohnt seit Jahrhunderten hier.

Sagte doch kürzlich ein Deutschamerikaner, als er nach 26 Jahren zum ersten Male wieder durch die Wurster Marsch fuhr:

„Wat, so veel Strohdakhüs' hebbt ji noch?“ — Ja, hebbt wi noch — Die Frage nach dem „hebbt wi noch“ ist nicht ganz unberechtigt, denn das eine steht fest, langsam aber sicher werden sie weniger, die strohgedeckten Niedersachsenhäuser. Aber so schnell, wie die „olen grisen Grauen“, die Windmühlen, werden sie nicht verschwinden. Es kostet nämlich sehr viel Geld, neue Höfe zu errichten — da flickt man lieber!“

die Wohnzimmer wurden größer, und durch den Reichtum der Marsch entfaltete sich in den Gebäuden mehr Prunk und Aufwand.

Weitaus besser läßt sich die Entwicklung des niedersächsischen Bauernhauses auf der Geest verfolgen. Hier findet man es sozusagen in „Reinkultur“ vor. Die Länge der Dreschdiele, an dessen Längsseite die offenen Stangen für das Großvieh liegen, richtet sich nach dem jeweiligen Umfang des Betriebes. Einen besonderen Typ bilden die Küchennischenhäuser, deren Abflußwand im mittleren Teil des Fleets bis zur Rückwand des Gebäudes geöffnet ist. In dieser so gewonnenen Nische befindet sich die Herdstelle, von der auch die Beheizung des benachbarten Wohnzimmers durch Bileggers und Fiepfantenoben erfolgt.

Die Grundkonstruktion des Niedersachsenhauses ist ein Holzbau, während das Fundament aus Feldsteinen besteht. Auf diesem Steinsockel ruhen die Eichenschwellen, in die Ständer und Wände eingelassen sind. Das ganze Haus bildet ein langes Rechteck, an dessen Vorderseite sich die Groddör befindet. Das Innere ist der Länge nach bis zum Fleet durch zwei Ständerreihen eingeteilt. Auf den sogenannten Luchtbalken liegen die dicken Querstämme. Sie ragen ein Stück über die Luchtbalken und halten die Hauptstreben der Sparren. Oftmals ist die gesamte Holzkonstruktion aus Eichenholz hergestellt, während Sparren und Dachgerüst zumeist aus Tannenholz bestehen. Das Fachwerk hat man mit Steinen ausgefüllt, in ärmeren Heide- und Geestgegenden nahm man Lehm oder Flechtwerk.

Nun, es hat wahre Prachtbauten unter den nie-

dersächsischen Bauernhäusern gegeben, die heute einen Wert bis 500 000 DM haben. Aber leider findet man diese Prachtbauten in ihrer ursprünglichen gut erhaltenen Art nur noch in Freilichtmuseen.

Erst kürzlich wurde im größten Museumsdorf Nordwestdeutschlands, in Cloppenburg, das Richtfest des Neubaus vom Quatmannshof gefeiert. Das ursprüngliche Haus brannte am 13. April 1945 ab. Allein für dieses einmalige Bauernhaus sind mehr als 200 Kubikmeter Holz verarbeitet worden. 45 Meter lang ist der First des Hauses.

Zum Schluß unserer kurzen Betrachtung wollen wir nicht vergessen, daß gleich nach dem ersten Weltkrieg eine Organisation in Niedersachsen gegründet wurde, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Niedersachsenhaus in der alten unverfälschten Form wieder aufzubauen. Diese Art der „Wiedererweckung“ ist natürlich unmöglich. Die moderne Zeit fordert ihr Recht. Aber wir Heimatfreunde wollen das alte Niedersachsenhaus nicht vergessen und uns immer wieder daran erinnern, daß es unsere Vorfahren durch die Jahrhunderte schützt und daß es ebenso zu unserer Landschaft gehört wie die Steingraber, die Heidehügel, die Deiche und Wälder. Wie schrieb doch der Chronist Justus Moeser im 18. Jahrhundert in seinen „Patriotischen Phantasien“ so schön: „Die Wohnung eines gemeinen Bauern ist in ihrem Plan so vollkommen, daß solche gar keiner Verbesserung fähig ist und zum Muster dienen kann. Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bey demselben sitzt, zu gleicher Zeit Alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drey Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bey sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabey. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit



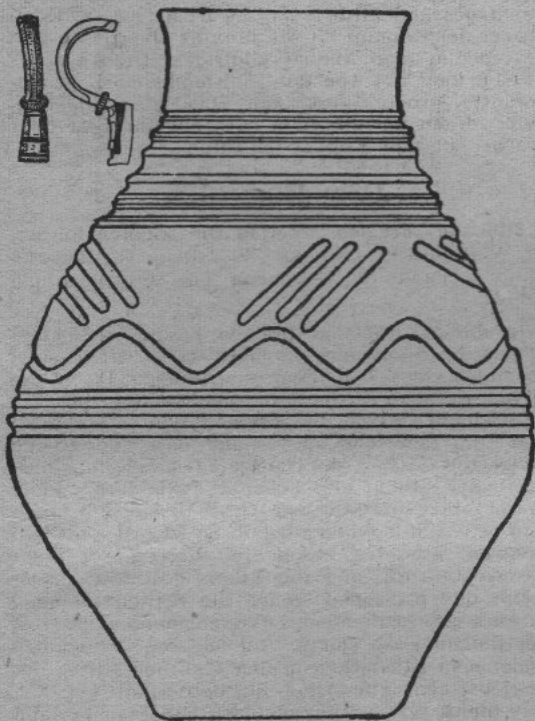
Zwei bedeutsame Urnenfunde in Gudendorf

Bei Notgrabung konnten noch zehn weitere Gefäße geborgen werden

Vor einigen Monaten stieß der Bauer Baack in Gudendorf beim Ausräumen seiner Ackergrenze mit dem Handpflug auf eine Urnenbestattung und machte mir die vorgeschriebene Meldung. Bei der anschließenden Notgrabung konnten noch zehn weitere Gefäße freigelegt und geborgen werden.

Die Auffindung dieser Brandbestattung war keine Überraschung, denn auf dieser Parzelle am Köstersweg konnte ich bereits in den vergangenen zwanzig Jahren 76 Gefäße bergen, über die ich im 36. Jahrbuch der Männer vom Morgenstern (1955) S. 25 ff eingehend berichtete. In diesem Bericht beklagte ich mich über den Mangel an Beigaben. „Wenige zerglühte Glasperlen, Bruchstücke von Metallgegenständen und unbestimmbare Schlackenstücke bildeten die häufigsten der vorkommenden Beigaben.“ Nur die Bestattung Nr. 692 enthielt einige beinerne Geräte und Nr. 714 eine eiserne und zwei bronzene Armbrustfibeln. Das war allerdings ein recht dürftiger Fund!

Um so mehr mußte es überraschen, daß bei den jüngsten Funden fast alle Bestattungen mit Beigaben ausgestattet waren, die der Frauen mit Nähnadel, Fibeln, Nadeldose, Kastenbeschläge, Halteringen und Perlen der verschiedensten Art und die der Männer mit Pinzette, Schere, Rasiermesser und Messer. Aber auch diese charakteristischen Beigaben



rechtfertigen noch nicht eine besondere Veröffentlichung des Gudendorfer Teilergebnisses; zwei Beigaben sind aber darunter, die eine hervorragende Bedeutung haben.

Unter den Beigaben der Bestattung Nr. 1220 (Abb. 1) befand sich ein eigenartiger flacher Bronzering, der wohl einst kreuzartige Mittelstäbe besaß. Über dieses merkwürdige Stück äußerte sich

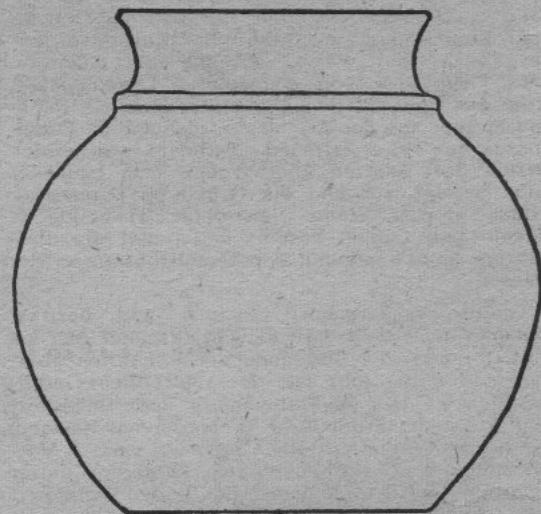
bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sich hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt, daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Haustür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit solange versäumen muß. Der Platz bei dem Herd ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuergefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magt futtert. Er hört die Stimme des Viehes nicht mehr. Die Einfuhr wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren, und wer vollends seine Pferde in einem besonderen Stalle, seine Kühe in einem anderen, und seine Schweine im dritten hat und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehn Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsicht haben zubringen. Ein rings umher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh, und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen, und deckt zugleich die Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfahl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Kein Vitruv ist im Stande, mehrere Vortheile zu vereinigen.“

Prof. Werner, München, in seinem Gutachten: „Römische Emailscheibelfibel, nordgallisches Fabrikat der zweiten Hälfte des zweiten oder ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Das kreuzförmige Stegwerk des Fibelinnern ist ausgebrochen, die Emailleinschlage der Randzone ist durch Brandeinwirkung (vom Scheiterhaufen?) blasig zersetzt. (Typ Exner III. 50)“. Ein verwandtes Stück wurde auf der dänischen Insel Bornholm gefunden. Mit der Beigabe wird auch das dazugehörige Gefäß zeitlich bestimmt, das einen häufig vorkommenden Typ darstellt. Charakteristisch ist bei ihm die krausenartige Halsgrundleiste. Für die Datierung der sächsischen Keramik ist die Bekanntgabe dieser Fibelbeigabe außerordentlich wichtig.

Die zweite Beigabe aus Gudendorf, die eine allgemeine Bekanntheit verdient, ist eine Armbrustfibel, die neben einem eisernen Messer, vier bronzernen Ringen von 4 cm Durchmesser und einem bronzernen von 5,5 cm Durchmesser und einigen Perlen verschiedener Art als Beigabe in dem sonderbar geformten Gefäß Nr. 1219 (Abb. 2) gefunden wurde. Es ist eine sog. Armbrustfibel, an der leider Spirale und Nadel fehlen. Das Außergewöhnliche an dieser Fibel ist aber, daß sie nicht wie sonst üblich aus Bronze oder Eisen besteht, sondern aus Silber, und daß sie am Bügelende einen abschließenden Steg aus Perldraht aufweist.

Über diesen Fund äußerte sich Prof. Werner wie folgt: „Zweigliedrige silberne Armbrustfibel mit facettiertem Fuß, Nadelkonstruktion abgebrochen. Diese Fibelform ist aus Bronze, während des vierten Jahrhunderts in den germanischen Gebieten zwischen Niederrhein und unterer Elbe der geläufigste einheimische Fibeltyp. Von der gleichzeitigen provinzialrömischen Zwiebelknopffibel ist die Facettierung des Fußes übernommen, als Heftkonstruktion fungiert aber germanischem Geschmack entsprechend die in den kastenartigen Nadelhalter einrastende federnde Spiralnadel, nicht das bei römischen Fibeln übliche Nadelscharnier. — Bezeichnenderweise ist der Typ auch in Frauengräbern der Laetenfriedhöfe Nordgalliens bekannt und ist dort gut in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts datierbar. Sichere Befunde aus dem fünften Jahrhundert fehlen bisher. Die Gudendor-

fer Fibel ist durch ihr Material (Silber) und durch den Perldraht am Bügelansatz ein einzigartiges Stück. Sie ist sicher ein einheimisches, aus eingeschmolzenem Silber (Münzen oder Geschirr) hergestelltes Erzeugnis.“



Durch die Aufmerksamkeit des Bauern Baack konnten somit zwei wertvolle Beigaben für die Heimatforschung gerettet werden, die besonders unsere Kenntnis von dem Kulturstand der Altsachsen wesentlich erweitern.

Karl Waller, Cuxhaven

„Liturgiegeschichtliches aus dem Lande Hadeln“

Über dieses Thema berichtet Christhard Mahrenholz, Professor in Göttingen und Oberlandeskirchenrat in Hannover, dazu der Vater der neuen Agendenbewegung der lutherischen Kirchen, an einem dem Heimatkundler unvermuteten Ort, nämlich in einer Festschrift anlässlich des 60. Geburtstages des hannoverschen Landesbischofs Hanns Lilje „Stat crux dum volvitur orbis“ (Berlin, Luth. Verlagshaus, 1959).

Mahrenholz geht von Bekanntem aus, daß im Land Hadeln bereits 1526 eine eigene Kirchenordnung von evangelischer Seite herausgegeben sei, also gleichzeitig mit der in der Grafschaft Hoya, und daß diese Ordnung in ihrer veränderten Form von 1542 bis heute (mutatis mutandis) gültig wäre. Nun wäre er aber durch Joh. Heinemeyer, Pfarrvikar in Osterbruch, auf ein der dortigen Kirche gehörendes Buch aufmerksam gemacht, dessen erste Blattlagen auf etwa 60 Seiten mit allerlei hauptsächlich den Gottesdienst betreffenden Urkunden und Vermerken angefüllt seien, darunter eine „Special-Ordnung der Ceremonien, welche bei Verrichtung des Gottesdienstes zum Osterbruch im Einläuten, Singen, Orgelschlagen und Predigten gebräuchlich.“

Diese Ordnung, 1759 niedergeschrieben, entstammt dem Jahre 1667 und ist wörtlich mit späteren Ergänzungen wiedergegeben. Zunächst wird der Inhalt dieser Special-Ordnung dargelegt. Es wird vom Umfang des gottesdienstlichen Lebens berichtet, der Hauptgottesdienst und die weiteren Gottesdienste skizziert und die Verteilung des Dienstes zwischen dem Pastoren und dem Diakon, seinem „Kollegen“, fixiert. Dann geht Mahrenholz zu einer Würdigung dieser Ordnungen über, wobei u. a. die Liedverwendung besonders betont wird: Im Eingangsteil folgen sich drei Lieder unmittelbar aufeinander! Daß der Pastor den gregorianischen Sprechgesang verwendet, ist selbstverständlich.

Es verwundert, mit welcher Präzision der zeitliche Verlauf der einzelnen Abschnitte der Gottesdienste geregelt wird. Der Hauptgottesdienst beginnt im Sommer pünktlich um 8 Uhr morgens, d. h. daß das Einläuten dann beendet sein muß. Auf Kanzel und Chor befindet sich ein Stundenglas, damit Pastor und Organist die gebotenen Zeiten einhalten können. Der Eingangsteil dauert eine volle Stunde. Pünktlich um 9 Uhr steht der Pastor auf der Kanzel, die er ebenso pünktlich um 10 Uhr verläßt. Auch der Ausgangsteil des Gottesdienstes

erstreckt sich wieder über eine volle Stunde, so daß die Gesamtdauer des Hauptgottesdienstes von 8—11 drei volle Stunden umfaßt. Der sonntägliche Nachmittagsgottesdienst erstreckt sich immerhin noch über zwei Stunden, der Wochengottesdienst ist kurzstündig.

Mahrenholz fragt nun mit Recht, wie es zu dieser Länge vor allem der Sonntagsgottesdienste kommen kann, und findet die Erklärung u. a. etwa im Alternativ-Gesang, d. h. in dem Brauch, daß Gemeinde und Orgel bei den Chorälen abwechseln: die Gemeinde, vom Kantor geleitet, singt ohne Begleitung einen Vers, der Organist spielt den nächsten, ohne daß er gesungen wird, kann dafür aber eine Melodie erweitern und trägt überhaupt durch besondere Einlagen zur Auflockerung und Bereicherung des Gottesdienstes bei. Es wird in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, wie gerade auch das Land Hadeln in seinen größeren Kirchen berühmte Orgeln besessen hat oder noch besitzt. Mahrenholz stützt sich dabei auf Angaben, die Dr. Lenz, der Kreisarchivar in Otterndorf, und Mittelschullehrer G. Roden, der Otterndorfer Organist, gemacht haben.

Es ist gut, daß der Heinemeyersche Fund von dem wohl namhaftesten Spezialisten in Fragen der Liturgiegeschichte in unserer Zeit behandelt werden konnte, es ist aber doch wohl nötig, besonders darauf hinzuweisen, da er an einem uns so verborgenen Ort veröffentlicht ist. Die achtzehn Seiten dieses Aufsatzes sind in vielerlei Hinsicht lesenswert.

Helmut Walsdorff, Schiffdorf

An'n Heben danzt de Draken

Micheeli kummt. Riep ward de Frucht.
De Bööm hefft swaar to dregen.
Up't Stoppelfeld, dar an de Bucht,
laat Jungs de Draken flegen.
Kantüffelaarnt bi't smullen Fütür,
— veel Hannen sünd an't Raken.
De Aarnt is in. Vull baßt de Schüür.
An'n Heben danzt de Draken.
Un 's abends ünner Maand un Steern
gaht Kinner langs de Straten.
Se singt und draagt ehr Bumplateern:
Laat't Lucht dat Düüster faten!

Hein Bredendiek

Kunstvolle Orgeln - kunstvolles Orgelspiel

Sahrt der Cuxhavener „Männer vom Morgenstern“ nach Dedesdorf und Loxstedt

In Zusammenarbeit mit der Gesellschaft der Orgelfreunde führte der Ortsverein Cuxhaven des Heimatbundes der „Männer vom Morgenstern“ im vergangenen Monat wieder seine jährliche Orgelfahrt durch. In Fortführung einer nun schon vierjährigen guten Tradition wird hier ein Zweig der heimatischen Kunstgeschichte beleuchtet, der zu meist in seiner Bedeutung sowohl vom Heimat- und Kunstfreund, wie auch vom Kunsthistoriker im allgemeinen völlig verkannt und mißachtet wird: das kunstvoll aufgebaute Orgelgehäuse, kurz der Prospekt genannt, hinter dem die Denkmalsorgeln aus der Zeit des norddeutschen Orgelbarock den Hörer erfreuen. Nachdem man bei den ersten drei Fahrten überwiegend dem Lauf der Elbe gefolgt war und die Orgeln in Otterndorf, Himmelpforten, Stade, Neuenfelde, Hamburg-St. Jacobi und Cappel besucht hatte, galt die diesjährige Fahrt erstmalig den Orgelschätzen an der Weser.

Günter Seggermann, Organist und Bezirksobmann der Gesellschaft der Orgelfreunde, der als Initiator auch die Betreuung dieser Fahrten übernommen hatte, fuhr mit der zahlreichen Gesellschaft von etwa 70 Teilnehmern nach Dedesdorf und Loxstedt, in der Nähe Bremerhavens gelegen. Nach kurzen übermittelten Grußworten des 1. Vorsitzenden und verdienstvollen Förderers dieser Fahrten, Konrektor Höpcke, der leider verhindert war, sowie einführenden Worten des Ortsgeistlichen in Dedesdorf erwähnte der Leiter der Fahrt in wenigen Sätzen die Geschichte der kleinen Schnitgerorgel, die kürzlich restauriert und wieder mit einem feinen Zinnprospekt versehen wurde, da die alten Prospektfiguren leider dem ersten Weltkrieg zum Opfer fielen. Zuvor hatten die Teilnehmer mit einem Blick über die Weser Schnitgers Geburtsort Golzwarden am Horizont begrüßt. Ein

in Dedesdorf ansässiger direkter Nachkomme aus Schnitgers Familie, Auktionator Artur Schnitger, selbst Morgensterner, illustrierte die Ausführungen durch Urkunden und eine Abbildung von Schnitgers Wappen. Dann führte Günter Seggermann das Instrument mit einem Programm aus den Werken Johann Gottfried Walters vor.

„Der Orgelbauer brachte seine Familie mit . . .“

Nach kurzer Kaffeepause in Loxstedt wurde dort die zweite Orgel besucht. Dieses Werk stammt aus der Schnitgernachfolge und wurde 1767 von dem Glückstädter Orgelbauer Matthias Schreiber begonnen. Er starb aber 1771 und wurde am 12. Mai, abends, mit 62 Jahren dort beigesetzt. Nach Weiterführung durch den Stader Orgelbauer Wilhelm vollendete der Bremer Witzmann das Instrument. Ihm wurde am 8. Dezember 1790 dort eine Tochter geboren, ein Beweis, daß seine Familie ihn begleitete. Das nimmt nicht wunder, wenn man bedenkt, wie schlecht die Wegeverhältnisse waren und wie lange ein solcher Orgelbau dauerte.

Sowohl hier in Loxstedt wie auch in Dedesdorf, wo das Pedal der Orgel erst 1745, zirka 50 Jahre nach Vollendung, durch den Oldenburger Orgelbauer Eilert Köhler angefügt wurde, fiel die Armut der Pedaldisposition auf, die weder zweifüßige Register noch Mixturen zeigte. Während man in Loxstedt ansonsten einen normalen Dispositionsaufbau vorfand, zeigte sich zum Erstaunen das Dedesdorfer Hauptwerk als reines Farbwerk ohne Prinzipalbasis, wenn man von der Mixtur absehen will.

In Loxstedt spielte Günter Seggermann ein Programm von Buxtehude, Lübeck und Pachelbel. Zum Abschluß erklang, mit dem wunderschönen Dulzian 8' als Kantusfirmusstimme gespielt, Bachs iniger Abendchoral aus Kantate 147 „Werde munter, mein Gemüte“.

Lebendige Heimatarbeit

Dr. h. c. Moritz Jahn wurde in Bevensen mit dem „Fritz-Reuter-Preis für niederdeutsche Dichtung“ ausgezeichnet, nachdem ihm vom Niedersächsischen Heimatbund in diesem Jahr zum 75. Geburtstag die Ehrenmitgliedschaft verliehen worden war.

Der Schriftsteller Dr. Georg Grabenhorst, Ministerialdirigent im niedersächsischen Kultusministerium, wurde aus Anlaß seines 60. Geburtstages vom Niedersächsischen Heimatbund zum Ehrenmitglied ernannt.

Die Tagung niedersächsischer Schriftsteller und Wissenschaftler fand auch in diesem Sommer wieder in Bevensen statt. Prof. Niekerken, Hamburg, hielt einen Vortrag über „Die Grenzen des Plattdeutschen“, der stark beachtet wurde, aber auch auf manchen Widerstand stieß.

Der 40. Niedersachsentag wurde vom 10. bis 13. Oktober in Nordhorn abgehalten. Im Mittelpunkt der Besprechungen, Vorträge und Sitzungen stand die Frage „Grenzland im Umbruch“. Dr. Pracke, ein niederländischer Heimatforscher und Wissenschaftler, hielt einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Die Entgrenzung der Grenze“.

Bei der Festsitzung, bei der Ministerpräsident a. D. Hellwege und Kultusminister Voigt anwesend waren, sprachen neben Dr. Röhrig, dem Vorsitzenden des Niedersächsischen Heimatbundes, Ministerpräsident Kopf, Kultusminister a. D. Langeheine als Vertreter des Niedersächsischen Landtages und Ritter van de Schueren, Kommissar der Königin für die Provinz Overijssel. Den Festvortrag hielt Ministerialdirigent Dr. Lauenstein über das von der „Emsland-GmbH“ durchgeführte große Werk der Emsländerschließung. Wir werden im einzelnen noch ausführlicher über die bedeutsame Tagung berichten. P.

Vom Büchertisch

Bildband „Bremen“, Verlag Die schönen Bücher, Dr. Wolf Strache, Stuttgart, 1958, Reihe D „Deutsche Städte“, Band 18, Gebunden im Schutzumschlag 6,80 DM.

In diesem Bildband Bremen ist in großartiger Weise die Stimmung, die über dieser alten, einst so engen Hansestadt liegt, eingefangen. Da ist die steingewordene Kirchen- und Stadtstaatherrlichkeit, da ist immer wieder das Freiheitssymbol der Stadt und ihrer Bewohner, der Roland, da ist der frische Wind von der See, der Hanseaten- und Kaufmannsgeist, der sich in grandiosen Hafenbildern und in prachtvollen Bürger- und Geschäftshäusern alten und neuen Stils widerspiegelt. So ist fast alles beisammen, was den besonderen Reiz dieser Stadt ausmacht. Auch sind die Bilder geschickt ausgewählt und manchmal stehen die Bauten in ihnen in solch überraschendem Zusammenhang, daß selbst der Einheimische staunt. Auf anderen Aufnahmen findet man sich mitten in den täglichen Alltag der betriebsamen, alten und ältesten Stadt versetzt, was gleich etwas Anheimelndes hat. Man vermißt allerdings das dritte Gesicht dieser Hansestadt neben dem Hafen und dem Straßengebilde aus Stein und Asphalt: die wundervolle Baum- und Parklandschaft, in die sich die Stadt an ihren eigentlichen Grenzen verströmt, und die gleichwohl zum Wohngebiet der Stadt gehört und immer wieder die Bewunderung vieler Menschen gefunden hat. Ebenso hätte man gern von Bremerhaven noch ein Stadtbild gesehen, denn schließlich ist Bremerhaven nicht nur Hafen, sondern auch noch Stadt. Außerdem: Fischkutter gehören gewiß noch zum Bild der Stadt, aber ihr Wahrzeichen neben den Fahrgastschiffen sind doch die Fischdampfer, die weit über die Nordsee hinweg bis nach Grönland und weiter vorstoßen.

Ausgezeichnet sind auch die einfühlsamen Erläuterungen zu jedem einzelnen Bilde, die oft genug auch auf manches aufmerksam machen, was auf den Bildern nicht zu sehen ist. So erfüllt dieser Bildband in hervorragender Weise die Aufgabe, einmal ein Erinnerungsbuch zu sein und zum anderen, dem alten, ehrwürdigen Bremen neue Freunde zu gewinnen.

Nimmt man noch die historisch-psychologisch gleich bemerkenswerten Einführungsworte des Staatsarchivdirektors i. R. Dr. Friedrich Prüser über „Bremen und die Bremer“ hinzu, die über das rein Anschauliche der Bilder hinaus die innere Wesensart dieses Gemeinwesens und seiner niederdeutschen Bewohner und seine Rolle im gesamtdeutschen Raum in gehaltvoller Weise beleuchten, so kann der Band in jeder Hinsicht aufs beste empfohlen werden. P. Torp

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann besonders bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzsch & Co. Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto: Hamburg 136.06. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.

Hoffmann von Fallersleben als Kinderliederdichter

Wenn wir in diesen Wochen des Dichters des Deutschlandliedes gedenken, so steht mit ihm vor uns eine echte deutsche Dichtergestalt. Selten hat in der Dichtung des letzten Jahrhunderts soviel unmittelbar aus dem Herzen quellende Empfindung echt deutschen Wesens ihren Niederschlag gefunden wie bei Aug. Heinrich Hoffmann von Fallersleben, das bezeugen vor allen Dingen seine Kinderlieder.

Wer kennt nicht wenigstens einige seiner köstlichen Kinderlieder, wie z. B. „Kuckuck, Kuckuck ruft's aus dem Wald“, oder „Wer hat die schönsten Schäfchen“, ferner „Alles stille in süßer Ruh, drum mein Kind nun schlaf auch du“.

Bergeien

Ik bün nu al so lang von Hus,
woll dartig Jahr sünd't her,
datt ick de Heimat laten muß
un alls, wat leev mi wär.

Ik weet nich, of dat Hus noch steiht
un de Eekboom vör de Döer.
Of woll de stieve Wind noch weihet
so grulig dör sien Bläer?

Ik weet nich, of de Vagels singt
vör'n Hus, up'n Gordenpahl.
Of woll dat Missingschild noch blinkt
so hell von'n Gebel dal?

Un of de lütte Annagret
ook noch mal an mi denkt,
wo se mi dat verspraken hett,
as ick den Ring ehr schenkt? —

Nee! Nee! An mi denkt numms nich mehr!
Ik bün jem' all nicks wert!
Ja, wenn to Hus ick bleeven wär
in harr min Mudder hört.

Fritz Drobe

Seine Schwiegertochter, die Frau des bekannten Malers Franz Hoffmann, sagt mit Recht von Hoffmanns Liedern: „... wenigen ist es doch gelungen, diesen Herzenston zu treffen, seine Lieder zu einer so restlosen Aufnahme in Form zu bringen, daß man über den Sängen den Dichter vergißt.“ Oder in der Literaturgeschichte heißt es: „Ganz besonders reizend sind seine Kinderlieder, und es sind nicht nur Lieder aus dem Kinderleben, sondern vorwiegend herzlich schlichte Lieder für die Kinder, wie sie kaum ein anderer Dichter so trefflich geschaffen hat.“

In einem bisher unveröffentlichten Brief aus Breslau schreibt Hoffmann von Fallersleben selber am 20. 12. 1843:

„Anfangs wollte mir der hiesige Aufenthalt nicht behagen. Das Breslauer und das rheinische Leben sind doch himmelweit verschieden. Ich hatte eine große Sehnsucht nach dem Rhein. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich den freundlichen

Einladungen meiner rheinischen Freunde nicht gefolgt war; kurzum, ich war manchmal in einer Stimmung, daß ich sofort abgereist wäre, wenn mich nicht notwendige Arbeiten gefesselt hätten. Ich hatte und habe noch immer so viel zu ordnen, daß meine Gegenwart vielleicht noch Monate hier notwendig ist. Nun fing ich an zu dichten. Wie die Poesie schon oft im Leben mein bester Trost gewesen ist, so wird sie es jetzt wieder. Ich dichte Kinderlieder. Ich besprach mit Ernst Richter eine neue Sammlung unserer Kinderlieder. Er spielte mir neue liebliche Volksmelodien vor. Ich suchte und fand passende Texte dazu. Das treibe ich nun und lebe so in der Kinderwelt, daß die andere Welt ziemlich entbehrlich wird. Wo man mich gern sieht, dorthin gehe ich, und kein Teufel soll mich zwingen, mich zu langweilen.

Unsere Sammlung ist bedeutend vorgeschritten. Wir haben schon gegen 40 Lieder. Auf 50 ist das Ganze berechnet. Den Rest werde ich wohl, wenns Glück gut ist, in einigen Wochen vollenden haben.

Um unserer Sammlung noch einen eigenen Wert zu geben, haben wir die ersten Komponisten des Vaterlandes ersucht, uns einen Beitrag beizusteuern. Ich bin begierig, ob wir auf Erfolg rechnen dürfen.

Ich bin sehr wohl. Die Leute, die mich seit Jahr und Tag nicht gesehen haben, freuen sich über mein frisches jugendliches Aussehen. Das Reisen ist also doch wohl die beste Cour aller meiner körperlichen Leiden, und ich werde sie auch ferner befolgen. Mit dem Frühling verlasse ich Breslau und den ganzen Osten auf längere Zeit.“

Wilhelm Wendebourg

Die nächsten Fahrten

Wir laden ein zur „Kaffeeahrt“ am 8. November zur Besichtigung der Kirchen in Loxstedt und Bexhövede und zum Vortrag über „Vorgeschichte und Geschichte Bexhövede“. Es spricht Hauptlehrer Steenken, Bexhövede. Die Fahrt geht über Stotel und Nesse, wo die dortigen Mitglieder zusteigen können. Gäste sind willkommen. Zeitplan: Abfahrt: Straßenbahnhof Lehe 15 Uhr, Amtsgericht 15.03 Uhr, Pauluskirche, nur wenn die Hafenstraße befahrbar ist, 15.06 Uhr, Leher Tor 15.08 Uhr, Lloydstraße/Bgm.-Smidt-Straße 15.10 Uhr, Handelskammer 15.12 Uhr, Hauptbahnhof 15.15 Uhr, Grashoffstraße/Georgstraße 15.17 Uhr, Wulsdorf (Post) 15.20 Uhr, Stotel (Bahnhof) 15.32 Uhr, Nesse (Gasthaus Johansen) 15.37 Uhr, Loxstedt (Kirche) 15.40 Uhr. Weiterfahrt nach Bexhövede zur dortigen Kirchenbesichtigung. Gemeinsame Kaffeetafel im Gasthaus Lankenau um 17 Uhr. Abschließend der Vortrag. Rückfahrt auf dem gleichen Wege. Fahrpreis 1,50 DM. Anmeldungen beim Fahrtleiter Riedel, Bremerhaven, Weidestraße 2, bis zum 4. November.